

(Nachdruck verboten.)

49) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

10.

Seine Fahrt war nur von kurzer Dauer. Als er aus dem Albuferasee herauskam, schoß er ganz nahe an einigen Barken vorbei und hörte das Geschrei der Rahnführer. Er empfand nun ein dringendes Bedürfnis, sich zu verstecken, wie ein Mensch, der sich plötzlich ganz nackt den Blicken ausgesetzt sieht.

Die Sonne war ihm lästig, die ungeheure Oberfläche des Sees verursachte ihm Angst; er empfand das Bedürfnis, zu laufen, sich an einem dunklen Orte zu verstecken, nichts zu sehen und nichts zu hören, und so wandte er denn seine Barke, um wieder in das Riesengras einzubiegen.

Er fuhr nicht weiter. Der Kiel des Bootes wurde schnell von dem Schilfrohr gepackt und der Unglückliche ließ seine Ruderstange fallen, warf sich selbst der Länge nach nieder und verbarg den Kopf in den Händen. Die Vögel schwiegen eine lange Weile, jedes fremde Geräusch hörte auf, als wäre das im Schilf verborgene Leben von einem wilden Stöhnen, einer dumpfen Klage erschreckt, die dem Nöcheln eines Sterbenden glich.

Der Unglückliche weinte. Seit er nicht mehr unter dem Einfluß des Stumpfsinns stand, der ihn vollständig fühllos machte, war das Verbrechen vor ihm erstanden, als wäre die Zeit gar nicht weitergegangen, und als hätte er seine Missetat eben erst verübt. Als er sich dem vollständigen Vergessen nahe geglaubt, hatte das Verhängnis diese entsetzliche Erinnerung aufs neue wachgerufen und ihm den furchtbaren Gegenstand plötzlich wieder vor Augen geworfen . . . Und in welcher Gestalt, allmächtiger Gott!

Gleichzeitig mit den Gewissensbissen tauchte der Vaterinstinkt auf, der ihm in jener entsetzlichen Nacht ebenfalls entschwunden war. Das Grauen machte ihm sein Verbrechen mit unerbittlicher Heftigkeit fühlbar. Dieser Körper, den er den Reptilien des Sees zum Fraße überlassen, war sein eigen Fleisch und Blut.

Die Ungeheuerlichkeit seines Verbrechens schmetterte ihn zu Boden. Keine Entschuldigung vermochte sie zu mildern. Er konnte nicht mehr wie früher Vorwände und Ausreden suchen, um seine Existenz fortzusetzen. Er war ein Elender, des Lebens unwürdig, ein verkaufter Stamm vom Baume der Palomas. Der schlechte Ast mußte verschwinden.

Sein Großvater hatte ganz Recht, wenn er ihn verachtete. Sein Vater, sein armer Vater, der jetzt in seinen Augen die Größe eines Heiligen annahm, hatte Recht, wenn er ihn aus seinem Leben strich. Die unglückliche Vorda war trotz ihrer Herkunft weit mehr ein Kind der Palomas als er.

Was hatte er während seines Lebens getan? Nichts. Sein Wille hatte nur die eine Kraft besessen, die Arbeit zu fliehen. Der arme Sangonera war gewiß besser gewesen als er; er stand allein in der Welt da, ohne Familie, hatte keinerlei Bedürfnisse in seinem Bagabundenleben und konnte deshalb mit der süßen Sorglosigkeit der Vögel leben, ohne etwas zu tun. Aber er, der von ungeheuren Gelüsten verzehrt wurde, der selbstjüchtig seine Pflicht floh, er hatte reich sein wollen, er wollte ohne Sorgen leben, und darum hatte er Krümme Wege eingeschlagen, die guten Ratschläge seines Vaters verachtete, der die Gefahr geahnt, und von der widerloren Faulheit war er bis zum Verbrecher herabgesunken.

Er empfand tatsächlich Entsetzen vor dem, was er getan. Das plötzlich erwachte Vatergewissen quälte ihn, sein Mannesstolz war gebrochen. Er hatte manchen Kampf von Angesicht zu Angesicht bestanden, hatte die Hände in Blut getaucht. . . . Doch ein Neugeborenes morden, das keine andere Verteidigung als Wimmern hat, und noch dazu sein eigenes! Das also war aus dem stolzen Kaufbold, dem Guerillero geworden.

Seine Tränen flossen ohne Unterlaß, und er fühlte noch mehr als die Gewissensbisse die Scham vor seiner Feigheit und die Verachtung seiner Niedrigkeit.

In der tiefen Finsternis seines Denkens glänzte wie ein leuchtender Punkt ein gewisses Selbstvertrauen. Er war nicht von Hause aus schlecht, er hatte etwas von dem Blute seines

Vaters. Sein Verbrechen wurzelte hauptsächlich im Egoismus, in seinem schwachen Willen, der ihn vom Kampf ums Dasein ferngehalten hatte. Die Schuldige, die wirkliche Verbrecherin, war Neleta, diese höhere Kraft, die ihn gefesselt hielt, diese eiserne Selbstsucht, die die seinige mit sich riß. Ach, hätte er sie doch nie kennen gelernt! Wäre er doch bei der Rückkehr aus den fernen Ländern nicht diesen grünen Augen begegnet, die ihm fortwährend zu sagen schienen: „Nimm mich hin, ich bin reich, den Traum meines Lebens habe ich verwirklicht, jetzt fehlst Du mir noch zu meinem Glück.“

Sie war die Verführerin gewesen, die Aufreizung, die ihn zum Straucheln gebracht, die Selbstsucht und die Feigheit hatten die Macht der Liebe mißbraucht und ihn bis zum Verbrechen getrieben.

Wie elend erschien ihm das Leben! Die alte Tradition der Sancha stieg in seiner Erinnerung auf, diese Geschichte von der Schlange, die sich die am See lebenden Generationen seit alten Zeiten überliefert hatten. Er war wie der Hirt der Legende; als kleines Kind hatte er die Schlange geliebt, sie genährt und mit seinem Körper gewärmt, und als er aus dem Kriege heimkam, hatte sie sich in verhängnisvoller Umarmung an ihn geklammert und ihn durch ihre Liebeslungen erdrückt.

Er wollte nicht wiederkehren. Es würde ihm unmöglich sein, wieder unter die Leute zu treten; überall würde er den armen, kleinen, entsetzlichen, angeschwollenen Kopf mit den tiefen Augenhöhlen vor sich sehen. Wenn er nur an Neleta dachte, legte sich ihm ein Blutschleier vor die Augen, und aus seiner Seele schoß ein mörderischer Wunsch empor, das wilde Verlangen, auch sie zu töten, die er als seine unerbittliche Feindin ansah. . . . Aber warum ein neues Verbrechen begehen?

In dieser Einsamkeit, fern von jedem Blick, fühlte er sich besser, und hier wollte er von nun an ausruhen. Doch eine qualende Furcht erstand in ihm, mit der ganzen Kraft seiner Selbstsucht, der einzigen Leidenschaft seines Lebens. Vielleicht hatte sich in dieser Stunde die Nachricht des Ereignisses schon in Palmar verbreitet. Sein Großvater würde schweigen, aber dieser Fremde aus der Stadt hatte nicht den geringsten Grund, den Mund zu halten. Er würde suchen, er würde Erkundigungen einziehen, die Dreispitze würden aus Ruzafa kommen; er würde nicht die Kraft haben, die forschenden Blicke zu ertragen, er würde nicht lügen können, er würde sein Verbrechen bekennen, und sein Vater, dieser edle Arbeiter, der vor Gott so rein dastand, würde vor Schande sterben. Und was gewann er auch dabei, wenn es ihm gelang, seinen Kopf zu retten? Er würde in Neletas Arme zurückkehren. . . . Nein, alles war aus.

Er weinte nicht mehr. Mit höchster Willensanstrengung entriß er sich seiner schmerzlichen Betrachtung.

Canamels Gewehr lehnte am Kiel der Barke. Ueber Tonets Gesicht huschte ein ironisches Lächeln, als er es betrachtete. Wie würde er jetzt lachen, der Gastwirt, wenn er ihn in diesem Augenblick sähe! Zum erstenmal wollte der Parasit, der sich von seinem Eigentum bereichert, etwas, das er ihm genommen, zu einem gerechten Werke benutzen.

Mit der Ruhe eines Automaten zog er einen Stiefel aus und schleuderte ihn in die Ferne. Er lud die beiden Büchse des Gewehrs, knöpfte seine Bluse und sein Hemd auf, neigte sich dann über die Waffe und drückte die beiden Läufe auf seine entblößte Brust.

Der Fuß legte sich langsam auf den Hahn, ein Doppelsknall ertönte mit einem solchen Krachen, daß alle im Schilf verborgenen Vögel entsetzt nach allen Seiten aufflogen.

Der Onkel Paloma kam erst bei Anbruch der Nacht nach Hause.

Er hatte seinen Jäger nach Saler begleitet, denn dieser brannte vor Verlangen, die Stadt zu erreichen, und schwor sich zu, er würde nie wieder den Fuß in diese Gegend setzen. Bei zwei Reisen zwei gleiche Unglücksfälle. Der Albufera konnte solche Dinge für sich behalten. Er würde sich von seinem letzten Zuge gewiß eine Krankheit holen. Der friedliche Städter, der eine zahlreiche Familie besaß, konnte das

Austausch der Hündin mit ihrer entsetzlichen Beute nicht aus der Erinnerung verjagen. Sicherlich würde er sich unter dem Vorwande eines plötzlichen Unwohlseins bei seiner Rückkehr gleich zu Bett legen müssen. Die Ueberraschung hatte ihn tief erschüttert.

Der Jäger riet dem Onkel Paloma die größte Zurückhaltung an. Kein Wort sollte er sich entschlüpfen lassen. Sie hatten nichts gesehen. Er sollte auch seinem armen Enkel, der entflohen war, und auf den die Aufregung so stark gewirkt hatte, Stillschweigen anempfehlen. Der See hatte sein schreckliches Geheimnis wieder verschlungen, und es wäre zu naiv, davon sprechen zu wollen, wo man doch wüßte, wie die Justiz die Unschuldigen quält, wenn sie dumm genug sind, ihr noch in die Arme zu laufen. Und der alte Herr wollte, als er wieder auf dem Festlande war, nicht eher in seinen Wagen steigen, bevor ihm der Schiffer, der immer nachdenklicher geworden war, nicht mehrmals unüberbrüchliches Schweigen gelobt hatte.

Als der Onkel Paloma nachts wieder nach Palmar kam, rammte er vor der Schenke die beiden Barken an, mit denen er morgens abgefahren war.

Neleta, die am Schenktisch stand, suchte Tonet vergeblich mit den Blicken.

Der Alte erriet ihre Gedanken.

„Erwarte ihn nicht,“ sagte er mit düsterer Stimme, „er wird nicht mehr wiederkommen.“

In eigentümlichem Tone fragte er sie dann, ob sie sich wohler fühle, und sprach mit einem Ausdruck, der Neleta erbeben ließ, von ihrem blassen Gesicht.

Die Wirtin ahnte sofort, daß der Onkel Palomo ihr Geheimnis kannte.

„Und Tonet?“ fragte sie wieder mit angstvoller Stimme.

Der Alte wandte beim Sprechen den Kopf ab, als wolle er sie nicht sehen, um seine scheinbare Ruhe noch weiter bewahren zu können. Tonet würde nicht mehr kommen. Er war weit, weit fort geflohen, in ein Land, von dem man nie mehr wiederkehrt . . . das war das Beste, was er tun konnte. So war alles in Ordnung, und das Geheimnis würde nie gelüftet . . .

„Aber wo ist er, wo ist er?“ stöhnte Neleta angstvoll und fürchtete doch gleichzeitig, der Alte könnte sprechen.

Der Onkel Paloma wollte schweigen. Er schlug sich auf die Brust, als er das erklärte. Er verachtete seinen Enkel, aber es lag doch in seinem Interesse, daß nichts ans Tageslicht kam. Der Name der Palomas erfreute sich seit Jahrhunderten eines ehrenhaften Ansehens, und er wollte nicht gestatten, daß er von einem Faulenzer und einer Hündin besleckt würde.

„Weine, Elende, weine,“ sagte der alte Schiffer zornig.

Sie konnte ihr ganzes Leben lang weinen, denn sie hatte eine ganze Familie zugrunde gerichtet. Möchte sie ihr Geld behalten, er würde wahrhaftig nichts von ihr verlangen, um sich sein Schweigen bezahlen zu lassen. . . . Und wenn sie zufällig wissen wollte, wo ihr Geliebter und ihr Kind wären, so brauchte sie nur den See zu fragen. Die Albufera, die Mutter aller, würde ihr Geheimnis wahren wie er selbst.

Neleta war von dieser Enthüllung wie betäubt, sie fürchtete sich vor ihrer Zukunft, wenn sie bedachte, daß sie einzig und allein von dem Schweigen des Onkel Paloma abhängig war.

Der Alte schlug sich noch einmal auf die Brust. Möchte sie glücklich leben und sich ihres Vermögens erfreuen; er würde immer schweigen.

Düster verstrich die Nacht in der Hütte der Palomas. Beim ersterbenden Lichte der Kerze saßen der Großvater und der Vater sich gegenüber und sprachen lange Zeit mit dem Ernste zweier Wesen von verschiedenem Charakter, die nun die Schicksalschläge einander nahe gebracht hatten.

Der Alte ließ beim Erzählen der Neuigkeit nicht die geringste Schonung walten. Er hatte den jungen Mann tot, die Brust von den beiden Ladungen durchbohrt, daliegen sehen; er lag im Schlamm, nur die Füße ragten aus dem Wasser und ganz in seiner Nähe befand sich das verlassene Boot. Der Onkel Toni blinzelte kaum mit den Augen. Nur seine Lippen zuckten heftig und seine verkrampften Hände fuhrten unablässig über die Schenkel.

Blöglih erhob sich aus dem dunklen Winkel, wo die Küche sich befand, ein langer, gellender Schrei, als hätte man im Dunkeln jemand getötet. Das war die Vorda, die, von der Nachricht entsetzt, so schrie,

„Ruhe, Kleine,“ rief der Alte in gebieterischem Tone.

„Schweig, Schweig,“ jagte der Vater.

Und die Unglückliche schluchzte dumpf, noch in ihrem Schmerz von der Festigkeit dieser beiden Männer mit dem Eisenwillen unterjocht, die selbst im Unglück ihre unerschütterliche Ruhe bewahrten, ohne daß ihnen auch nur die Tränen in die Augen traten.

Der Onkel Paloma erzählte das Ereignis in großen Zügen: das Erscheinen der Hündin mit der schrecklichen Last, Tonets Flucht, dann bei der Rückkehr von Saler seine sorgfältige Nachforschung in dem Dickicht — denn er ahnte ein Unglück — und die Entdeckung des Leichnams. Er hatte alles erraten. Er erinnerte sich an Tonets plötzliches Verschwinden am Tage vor der Jagd, an die Blässe und Schwäche Neletas und mit der Verschämtheit eines alten erfahrenen Mannes hatte er sich alles zusammengereimt.

(Schluß folgt.)

Riesige Wachstumskraft der Tropen.

Zur Sprichwörtlichkeit bekannt ist die außerordentliche Wachstumskraft der Tropen, in denen keine rauhen Winter herrschen und die jahrein, jahraus sich ereignenden vegetabilischen Abfälle den Boden beständig düngen und kräftigen. Ganz besonders aber bestärkt sich das starke Wachstumsvermögen bei den weicheren, krautartigen Gewächsen, die denn auch oft genug ins Riesige, geradezu Fabelhafte aufstrebende Arten aufzuweisen hat.

Da sehen wir Pflanzen, deren nächste, bei uns einheimische Verwandte wir nur als winzige Vertreter ihrer Familie kennen, rasch aus dem Korn in wenigen Monaten bis „über Mannshöhe“ aufstrecken; mit selbst baumartigem Charakter und beinhalten Stämmen bauen sie sich vor den erstaunten Augen auf, z. B. der Reis und der Rizinus. Letzterer in unserer nordischen Heimat als Strauch bekannt, bildet in den Tropen Bäume von 6 bis 10 Meter Höhe, überragt also fast die gewöhnlichen erdschößigen Wohnhäuser. Dasselbe gilt auch von einigen Kiefernarten (Urtica), aus deren Stämmen in Nordamerika sich Bretter schneiden lassen, wogegen ihre transatlantischen Verwandten leicht mit dem Fuße niedergedrückt werden können.

Auch der Kaktus, dessen zwerghafte Arten uns immer als hülflosbedürftige Gewächse erscheinen, bietet in der Opuntia, die die geschätzte Cochenille liefert, sowie in noch anderen Spezies wunderbare Beispiele baumartiger Erhebung. Er strebt nicht nur bis 10 Meter hoch an, sondern bildet auch dichte, unübersehbare Bestände, die nichts anderes zwischen sich aufblühen lassen und, aus der Ferne gesehen, vielen Tausenden von Orgelpfeifen gleichen. Die Kakteen bieten, nebenbei gesagt, neben großer Vielgestaltigkeit ebenso wunderbare als auch reizende Formen, wobei nur an die Pereskien erinnert sei, deren einzelne Arten in Gestalt eines Apfelbäumchens einen schlanken, freien Stamm und eine dichte, schöne, runde Krone bilden. Ein anderer großer Reiz liegt in einigen Kletternden Cereus, die in ihrer Art der sogenannten Königin der Nacht (c. grandiflorus) gleichen. Aber während diese ihre großen, weißen, duftenden Blumen nur nachts öffnet, erzeugen jene den Tag über und lange Zeit hindurch täglich aufs neue ihre zahlreichen Blumen, die von solcher Größe sind, daß man bei ihrer trichterförmigen Gestalt den Kopf damit bedecken könnte. Tatsächlich geschieht solches auch mit den gewaltigen Blumen eines in Mexiko wachsenden Pfeifenstrauchens. Wer hätte nicht von den gewaltigen Blumen einiger Kaffeearten gehört, die im ostindischen Archipel wachsen und die den Umfang eines kleinen Wagenrades erlangen! Auf den Philippinen sah der bekannte Naturforscher Wallace, dessen Beobachtungen wir zum Teil unsere Ausführungen entnehmen, die Blüten eines Amorphophallus, im Durchmesser fast so groß wie ein Regenschirm, aus dem bloßen Boden aufstehen, ohne Blatt noch Stamm. Diese erscheinen zu einer anderen Zeit und bilden wieder in ihrer Art einen stolzen Riesenturm, vor dem man staunend und bewundernd stehen bleibt.

Solch gigantisches Blühen und Fruchten kann kaum mehr auf fallen in einer Natur, in der alles ringsum den Ausdruck höchster Leppigkeit und Pracht zeigt, wo die gesamte Natur wie in einem Wettkampfe mit sich selbst begriffen scheint. Uns aber, den Bewohnern gemäßigter Erdstriche, muß der Anblick solcher Fülle in stetem Erstaunen erhalten. In Ostindien erlangt das uns als kurzer Rohrstock bekannte Züchtigungsmittel — es ist das Produkt einer Palme — eine so erstaunliche Länge, in Windungen über den Boden hinziehend, daß man oft weder Anfang noch Ende entdeckt. Einer endlosen Schlange ähnlich liegt es hin- und hergewunden, steigt auch auf die Bäume, von wo es sich wieder herabläßt. 80 Meter Länge gehört nicht zu den Seltenheiten.

Gewisse Gräser sehen den Beschauer ebenso in Bewunderung. Denken wir nur an das Zuckerrohr, das bei seiner Länge und

Schwere sich niederbeugt, um wieder zum Lichte emporzustreben. Ein einziger Stalm vermag 60 bis 80 Pfund zu wiegen, dafür ist er aber auch fast armsüchtig und strotzt vom edlen, köstlichen Labefasste.

Eine große phantastische Fierde ist das Pfeilgras, das die Ufer südamerikanischer Flüsse belleidet, um in den Fluten stolz die hohe, wallende Silberfahne spiegeln zu lassen. Und nun gar der Bambus! Er steht unibertrossen da in den Reihen dieser Pflanzengrößen, denn sein Rohr erlangt eine Dicke und Stärke, die ihn zu Eimern, Dachrinnen und dergleichen Zwecken vielfach Verwendung finden läßt, während die Länge 30 Meter oft überragt; der stärkste Mann ist nicht imstande, solch ein Rohr zu tragen. Die Schossen (junge Triebe) sind entfernt mit Spargeln zu vergleichen, aber welche Spargelgelandung! 4 bis 5 Meter hoch und dabei überall bis auf die kurze Zuspitzung gleich dick (vom Umfange eines mäßigen Weines): so steht das Rohr saftig und noch in ganzer Kindheit da, weniger als drei Wochen genügen, solchen Riesenspargel hinzustellen. Noch ist keiner der vielen Seitentriebe zu sehen, die später das Rohr bis zum Gipfel hinauf so malerisch zieren. Nun aber bildet jede Pflanze eine Menge solcher Röhre, die zu einer gewaltigen, prachtvollen Garbe sich gestalten und unter deren überhängenden, zierlich gebüschelten Spitzen ganze Herden weidenden Viehes Schatten finden.

So die Kesseln, Palmen und Gräser. Sehen wir uns jetzt nach anderer Richtung, nach ganz anders gearteten, nämlich solchen Gewächsen um, die man im ganzen Sinne des Wortes ihrer Struktur nach zu den krautartigen Gewächsen rechnen muß, den Kroiden z. B. und den Bananen! Bei uns wächst der niedliche Aron, der Frühlingsherold unserer Wiesen, der gleich nach Aufhören des Schnees seine tutenförmigen Blumen erzeugt, mit einem zierlichen Kolben darin. Dieses bescheidene Pflänzchen hat in den Tropen gar stattliche Vertreter, deren einer hier näher vorgeführt werden soll. Das ist *Xanthorrhiza Vanilleii*. Da ist zunächst die gewaltige Massenentwicklung des Stammes, die Flächenausdehnung des Blattes, vor allem aber der Gesamteindruck der mächtigen, aber zierlich zerteilten Blätter, die das Gewächs als eine wunderbare Ausnahme hinstellen. Ein Mann steht vollkommen aufrecht unter einem der Blätter! Solchen mächtigen Blättern halte man die des kleinen Arons gegenüber, die der Europäer überdies auch nur in einfacher herzförmiger Gestalt, dem gewöhnlichsten Blatttypus unter Kroiden, kennen lernt. Trotz dieser Wichtigkeit läßt sich der Stamm mit einem einzigen, gut geführten Hieb eines Waldmessers zusammenhauen. Dafür ist es eben ein krautartiges Gewächs, denn Kraut bleibt immer Kraut, in welcher Höhe und Breite es sich auch ausdehnt.

Das äquatorielle Amerika, unendlich reich an Arumgewächsen wie kein zweites Land der Erde, macht uns am Amazonasstrom mit einer anderen seltsamen, aber ganz verschiedenen Form dieser interessanten Familie bekannt, mit der *Montrichardia*, die in zwei Arten auftritt. Sie bildet mit ihren gedrängt stehenden, kahlen, unten dicken, nach oben aber sehr verjüngten Stämmen eine gar eigentümliche Erscheinung, nebenbei stets einen förmlichen Wald im Urwalde und somit wiederum eine der Ausnahmen in diesem tropischen Erdschilde, wo nur wenig Gewächse in Gesellschaft vereinigt auftreten. Die Stämme, die hoch und gerade anstreben, nur selten eine kleine Verzweigung im oberen, schwachbeblätterten Teile tragen, sind von vorziger, leichter Beschaffenheit, weshalb sie sich auch ganz vortrefflich zur Herstellung von Flößen eignen, besonders, wo es gilt, rasch ein improvisiertes Fahrzeug herzustellen, auf dem man sich oft genug dem gewaltigen Strome anvertraut, ja sogar weite Reisen unternimmt. Mit solchen Flößen halbkrautiger Stämme befördert man auch die Passagiere der Dampfer nebst ihrem Gepäde, wie das unter anderem, trotz hochgehender See auf den Jangadas bei den Hafenstädten Pernambuco und Ceara im nördlichen Brasilien der Fall ist.

Gehen wir nun zur Banane oder dem Pisang über, mit der die Vorsehung den tropischen Bewohnern das edelste Geschenk machte. Hier erreicht der Stamm oft den Umfang eines Menschenleibes, bei entsprechender Höhe; überhaupt möchte die Natur, was krautartige Massenentwicklung betrifft, hier wohl auf ihrem Kulminationspunkt stehen. Ein einziges Blatt erreicht 5 bis 6 Meter Länge bei 60 bis 80 Zentimeter Breite, was einem Flächenraum von ungefähr 3,6 bis 4,8 Quadratmetern entspräche. Und alles baut sich nicht nur in dem kurzen Zeitraume von 9 bis 12 Monaten auf, sondern es reift auch die schwere, 80 bis 100 Pfund wiegende Fruchttraube in der gegebenen Zeit. Da gibt es lange zu essen von der köstlichen Speise, die einen saftigen, halbweichen Drei bildet, dessen Geschmad zwischen Feigen, Birnen und Äpfeln steht! Es ist aber eine Speise, welche die vielseitigste Verwendung für Menschen wie für Vieh findet und in allen möglichen Zubereitungen, roh, gekocht, gebraten, gedörrt genossen, mithin bald aufgezehrt wird und in den Tropen gerade so unentbehrlich wie bei uns das liebe Korn ist.

Nicht nur Pflanzen mit ihren Blättern und Blumen, auch die Früchte wollen von der Herrlichkeit der Tropen erzählen, und hier geraten wir vor ein Kapitel, in dem sich dem Europäer keine Stammesverwandten seiner heimatlichen Erde vorführen lassen. Die Bezeichnungen gewisser Gewächse dieser Richtungen lassen auf Ungeheuerliches, Absonderliches schließen, wenn man z. B. vom Brotbaum, Topfbaum, Kürbisbaum usw. hört. Wir haben es hier, wie schon der Name andeutet, auch nur mit Bäumen, und zwar fester, hartholziger Struktur zu tun, von denen jeder in seiner Art

ausgezeichnet und gleich bewundernswürdig ist. In seltener Uebereinstimmung sehen wir hier bei den verschiedensten Baumgattungen die Früchte von zumeist ganz respektablem Gewichte direkt aus dem Stamme hervorzuwachsen, was oft einen ganz bizarren Anblick gewährt.

Zunächst gedenken wir des in allen tropischen Ländern angepflanzten, ostindischen Brotfruchtbaumes. Dieser rasch wachsende, höchst malerische Baum erzeugt große runde Früchte im Gewichte von 2 bis 4 Pfund, die mit Ausnahme der Rinde vollständig genießbar sind, da sie keine Kerne bilden. Etwas ganz Riesiges sehen wir an einem anderen, jedoch weniger angepflanzten Brotfruchtbaum, dessen Früchte ein Gewicht von 15 bis 20 Pfund erreichen und gleichfalls durchweg genießbar sind. Denn obgleich diese Art wirkliche Samen bildet, geben doch die zahlreichen kastanienähnlichen Kerne geröstet eine ebenso angenehme wie nahrhafte Speise. Die topfgroßen Früchte des Kürbisbaumes dagegen sind ganz ungenießbar, deshalb aber nicht minder wertvoll für den Tropenbewohner, denn ihre festen Schalen werden zu vielen Zwecken verwendet, zum Schöpfen, zum Waschen, zu Speisegeschirren, zu Wagschalen usw. Kleinfüchtige Arten lassen sich, einfach gespalten, zu Löffeln verwenden, wobei das breitere obere Ende zum Schöpfen und die schmale, langgezogene Basis als Stiel dient. Es ist das, wie so vieles in den warmen Ländern, allerdings gar primitiver Natur, erfüllt aber bei den ärmeren Massen vollkommen seinen Zweck.

Der Topfbaum ist ein gefährlicher Bursche für zufällig in der Fruchtzeit darunter Wandelnde. Er erzeugt äußerst harte, topfgroße, topfähnliche Früchte, die mit sehr vielen Kernen angefüllt und mit einem hermetisch schließenden Deckel versehen sind; dieser aber springt bei der Reife ab und rasch kommen Affen und andere Tiere herbei, den Inhalt sich gut schmecken zu lassen. In diesen vegetabilischen Töpfen läßt sich zur Not wirklich Kaffee kochen. Schlimmer noch wegen der größeren Höhe und des weit größeren Gewichtes der Früchte droht der Kanonenkugelbaum, einer der schönsten Bäume des nördlichen Brasiliens, mit seinen steinharten Früchten, die die bekannten dreiseitigen, sogenannten Paranüsse bergen.

Der Schotenbaum Indiens bildet, mit seiner Fruchtternte beladen, eine ebenso wunderbare wie wunderliche Erscheinung. Man denke sich lauter mächtige Prügel unter seiner Krone herabhängend, aus starken, holzigen Schoten von 50 bis 70 Zentimeter Länge bestehend, die schachtelartig abgeteilt sind und in jedem Fach ein Korn enthalten. Einige Jagaarten erzeugen sogar beinahe zwei Meter lange Schoten, die von einem löflichen, der gewürzigsten Schokolade gleichschmeckenden Mark gefüllt sind.

Die Reife derartiger Monstra könnte noch bedeutend vermehrt werden, darum sei hier nur noch erwähnt, daß eine *Passiflora* (Passionsblume) mit schwachen Ranken ganz enorme Früchte trägt im Gewichte von 6 bis 8 Pfund, deren Fleisch zu Konserven und Limonaden benutzt wird.

So wird man also an diesen Beispielen ersehen haben, wie wunderbar die Vegetationskraft der Tropen, nach allen Richtungen hin ins Große, Extreme, gehend, sich offenbart. Und die riesigen Baumfrüchte, könnten sie nicht jene Fabel von der Eichel und dem Kürbis zusehnden machen, in der ein Kind seinem Vater sagt, daß es doch verkehrt von der Natur gehandelt sei, der Eiche so kleine und der armselig kriechenden Kürbisranke so große, schwere Früchte zu geben!

(Nachdruck verboten.)

Edliges Blut — nichtadliges Blut.

Von B. Mikandrowitsch. Deutsch von Dr. Josephsohn.

„Wann geht der Zug nach Moskau?“

Der Angeredete, ein großer Gendarmerieunteroffizier, mustert mit gleichgültig-verächtlichem Blick das abgerissene, verlumpte Bäuerlein und sagt dann witzelnd, ohne jedoch stehen zu bleiben:

„Heute.“

Und mit leichtem Lächeln beobachtet er die Gesichter der Umstehenden, des „anständigen Publikums“, ob sein Witz auch das richtige Verständnis gefunden hat.

Gebückt, mit schwankenden, unsicheren Schritten, wie ein Bettler, geht das Bäuerlein hinter ihm her, indem es instinktiv die zerrissene Mütze zieht.

„Und bald?“

„Bald.“

„Und wie bald?“

Ohne zu antworten, ohne sich auch nur nach dem zurückbleibenden, durch den „Witz“ verwirrten Bauern anzuschauen, geht der Unteroffizier lächelnd und sporenklingend den Bahnsteig entlang — eine verkörperte Mahnung für das Publikum, keine Anordnung, keinen Lärm zu machen.

Entmutigt setzt der Bauer wieder die Mütze auf und kehrt langsam zu den Gefährten aus dem Heimatsdorf zurück, die von weitem seinen unsicheren, verwirrten Gang verfolgt und einander ihre Gedanken und Befürchtungen mitgeteilt haben:

„Wenn er nur ganz genau fragen möchte...! Gott behüte, daß unsere Willetts verfallen...!“

Sein schuldbehaftetes, verlegenes Lächeln läßt sie nichts Gutes ahnen.

„Was hat er gesagt?“
„Was? ... Nichts ... Nichts bloß, spricht aber nichts ...
Muß wohl nicht seine Sache sein ... Seine Sache ist gewiß nur, wenn irgendeine Unordnung oder so etwas ... Jetzt, Kinder, müssen wir zu einem anderen gehen — vielleicht zum Stationsvorsteher ...?“

„Nein, nicht zum Stationsvorsteher ... Der ist wohl noch schlimmer ... Gehört ja zu den Herrschaften ... Wir müssen auf einen Einfachen warten ... aus dem Bauernstand ... etwa einen Gepäcträger ... oder den, der die Glocke läutet ...“

„Wichtig! ... Das ist wahr! ... Das müssen wir, sonst ...“
In diesem Augenblick ertönt das erste Glodenzichen. Ein buntes farbiges Publikum stürzt aufgeregt auf den Bahnsteig und beginnt unruhig hin- und herzulaufen. In der Luft flattern Hüte, Mützen, Koffer, Rissen, Körbe, Bündel; Teekessel klirren, Gepäcrtarren rasseln. Alles drängt, stößt, ist aus irgend einem Grunde böse, schimpft laut über irgend etwas.

Ein großer Herr beugt sich aus dem Fenster eines Waggons II. Klasse und ruft laut:

„Schaffner! Ich denke doch, ich spreche russisch: geben Sie mir einen Platz!“

Einer der Bauern, angesteckt von der Hast, die den ganzen Bahnsteig ergriffen hat, wirft plötzlich seinen Sack über die Schulter und ruft den Gefährten zu:

„Kinder! Die Glocke!“ ...

Er macht Miene, sich in einen Waggon zu stürzen.

„Halt!“ ruft ein anderer. „Geht der denn nach Moskau? ...“

Man muß doch erst fragen. ... Pantelä soll fragen. Er ist klug. ... Wartet doch, Kinder, wir kommen noch alle zurecht. ... Ist ja erst die erste Glocke. ...“

„Du sieh doch: da klettert er wirklich in den Waggon!“

„Warte nur, ob man ihn nicht rauswirft!“

Ein Schaffner packt den großen Sack, der den Rücken des aufgeregten Bauern bedeckt, zieht ihn daran auf den Bahnsteig zurück und brüllt ihn an:

„Wohin kriechst Du?! ... Das ist ein Studentenwaggon!“

„Schaffner! Schaffner! Zeigen Sie mir Ihre Instruktion!“

kreischt eine Frau, sich aus dem Fenster eines Waggons dritter Klasse beugend. ...

„Wieviel Leute wollen Sie denn noch hier reinlassen?“

Hier ist schon ohnedies kein Platz. ... Man kann ja vor lauter Gepäc gar nicht sitzen! Ich verlange einen Sitzplatz! Mein Mann ist auch Eisenbahnbeamter. Ich kenne alle Instruktionen. Ihr führt wahrscheinlich wieder die Hälfte Hasen*) mit! ... Es ist ja un-

denkbar, daß so viel Billets verkauft sein sollen! ...

„Für alle ist Platz, für alle! ... Lassen Sie den Zug nur erst abfahren ...“ beruhigt der hin und her eilende Schaffner.

„Herr Stationsvorsteher! Ich frage Sie zum letzten Mal!“

schreit, alle übertönend, der große Herr. „Wollen Sie mir jetzt Platz verschaffen oder nicht?“

Durch alle Waggons geht langsam der Gendarmierunteroffizier und brummt monoton:

„Vor Dieben in acht nehmen ... Vor Dieben in acht nehmen ...“

„Nein, bitte, Sie brauchen mir nicht zu erzählen, daß der Schlüssel zum Wechwerdebuch verloren gegangen ist!“ schreit der große Herr. „Mit solchen Ausflüchten müssen Sie mir nicht kommen! Ich bin doch nicht ein Kind oder ein Bauer! Ich verlange das Wechwerdebuch oder einen Platz! Billets verkauft man, aber Platz ist nicht da!“

Der große Herr gerät ganz außer sich. Mit seinem glänzenden Zylinderhut die ihn umringende, skandalisiertere Menge überragend, schlägt er sich dröhnend mit der Faust vor die Brust und verlangt schreiend einen Platz oder das Wechwerdebuch.

„Ich habe ganz Europa bereist — nirgends herrscht solch eine Wirtschaft! Ich bringe es in alle Zeitungen! ... Ich bin Mitglied der kaiserlichen Oper ...“

„Mitglied der kaiserlichen Oper? Dann bitte hier in diesen leeren Waggon I. Klasse.“ sagt unterwürfig der Schaffner. „Hier werden Sie es gewiß bequem haben.“

Der Schaffner schiebt die Menge beiseite und geleitet den lauten Herrn nach einem Waggon I. Klasse.

Die Bauern wundern sich über das Gedränge und werfen von Zeit zu Zeit ihre kritischen Bemerkungen hin:

„Wie das läuft! ... Ganz unnötig. ... Drängen sich — die reime Hölle! ... Wird wohl bald abgehen. ... Wenn wir nur nicht unseren Zug verpassen ...! Werden doch nicht. Wir sind doch nicht die einzigen, die fahren. ... Die anderen werden einsteigen — und wir dann auch. ... Man muß nur sehen, was andere tun. ... Was die tun, tun wir auch. ... Das ist schon richtig — nichts dagegen zu sagen, aber fragen wäre doch besser ... zur Beruhigung. ...“

In diesem Augenblick läuft ein kleiner, untersehter Herr mit einem Kesselfchen in der Hand und einer Kuriertasche über der Schulter vorüber. Pantelä vertritt ihm den Weg und fragt:

„Gibt dieser Zug nach Moskau?“

Der Herr murmelt ein Wort, das wie „Unverschämtheit!“ klingt, biegt mit einem nervösen Sprung dem schwerfälligen Bauern aus und läuft weiter, indem er verzweifelt zu heulen forschfährt:

„Träger Nr. 12! Wo ist Nr. 12? Wo ist denn Nr. 12?“

„Pantelä, frage doch den mit der Kolarde!“ drängen die Gefährten.

Unerdessen ist die Kolarde bereits vorüber und verliert sich in der Menge.

Die zweite Glocke ertönt. Das Drängen und Schreien wird stärker. Die Bauern blicken kopflos bald einander, bald den Zug an.

„Kinder! Die zweite Glocke! Los!“ gerät Pantelä plötzlich in Eifer und ergreift seinen Sack.

„Worauf wartet Ihr denn?“ wirft der Gendarmierunteroffizier im Vorbeigehen den Bauern hin.

„Wir? Wir warten auf den Zug nach Moskau ... und da ...“

„Schon die zweite Glocke ... Warum steigt Ihr nicht ein, Dummköpfe? Der geht ja nach Moskau!“

„Nach Moskau, Gefährten! Los!“

Die Bauern setzten sich wie auf Kommando in Bewegung und stürzen, einander drängend, in den ersten besten Waggon III. Klasse. Im Waggon, der von schwerem Tabakrauch ganz finster ist, sitzen Studenten, ungeniert auf die Bänke hingestreckt, ein Vieh.

„Der erste Toast gilt unsrem Volk, Dem großen Mütterchen Rußland ...“

hören die Bauern, während sie ihre Habseligkeiten unter die Bänke schieben.

Der Gesang bricht ab, nicht plötzlich, sondern Stimme nach Stimme. Die Sänger erheben sich stirnrunzelnd von ihren Plätzen und betrachten die Eindringlinge.

„Man muß den Schaffner rufen!“ sagt einer empört.

„Ist nicht nötig. Auf der nächsten Station setzt man sie so wie so raus — das ist für die Unverschämten eine viel empfindlichere Strafe ...“

„Dieser Waggon ist für Studenten reserviert ...“ tönte es vom Ende des Wagens.

„Solch eine Zucht ist wirklich nur in Rußland möglich ... und vielleicht noch in der Türkei!“ braust ein barlosches Studentchen mit rosigem, weiblichem Gesicht auf.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierreiche.

Wie oft fättert ein Vogel? Mit welcher Unermüdlichkeit und Ausdauer die Vögel ihre Jungen füttern, ist zwar bekannt, ohne aber bisher eine ziffermäßige Feststellung gefunden zu haben. Interessant ist deshalb eine vom Forstmeister Kurt Loos in Liboch a. Elbe in Böhmen gemachten und vom „Prometheus“ wiedergegebene Feststellung, welche sich auf eine Schwalbe bezieht, deren eine Ehekälte abgefangen worden war, so daß der einen Schwalbe die Sorge um die Brut allein überlassen war. Die Beobachtungszeit dauerte am 15. August von 6¹/₂ früh bis 7³/₄ Uhr abends. In dieser Zeit wurde durch Anflug zum Nest im ganzen 528 mal Futter gebracht. Wiederholt hatte die alte Schwalbe soviel Nahrung im Schnabel, daß sie zwei und drei Junge damit versorgen konnte. Wird die Menge der für den eigenen Unterhalt erforderlichen Nahrung hinzugezählt, die der herbeigeschleppten Nahrung wohl gleichkommen dürfte, so ergibt sich eine während der Brutpflege von einem Schwalbenpaare täglich vertilgte Insektenzahl von über 3000 Stück.

Schutz für Bale und Schildkröten. In den Vereinigten Staaten besteht eine „Amerikanische Gesellschaft für Wirbeltier-Palaeontologen“. Vor dieser Körperschaft hat auf der letzten Jahresversammlung Dr. Wieland einen Vortrag über die Ausrottung der Seeschildkröten und Bale gehalten und dabei die Behauptung aufgestellt, daß während des letzten Jahrtausends, innerhalb dessen der Walfang ziemlich ohne Unterbrechung betrieben worden ist, aus die'n Meeräugetieren Tran und Fischlein in einem Gesamtwerte von 272 Millionen Dollar oder erheblich mehr als eine Milliarde Mark gezogen worden ist. Die Gesamtzahl der in dieser Zeit getöteten Bale wird von Dr. Wieland auf nicht ganz eine Million geschätzt und diese Ziffer mag für die Länge der Zeit nicht allzu groß erscheinen, hat aber jedenfalls dazu genügt, die Bale zu den verhältnismäßig seltenen Tieren zu machen und dem Aussterben nahe zu bringen. Im Anschluß an diese Ausführungen hat die genannte Gesellschaft den Beschluß gefaßt, mit allen Mitteln gesetzgeberische, internationale und lokale Maßnahmen zu unterstützen, die der drohenden Vernichtung der Meerwirbeltiere, insbesondere der Bale, Seesüße, Pelzrobben und der Seeschildkröten an den Küsten der Vereinigten Staaten und auf dem hohen Meere entgegen arbeiten.

*) „Hasen“ heißen in Rußland die Passagiere ohne Billets, welche den Schaffnern ein Trinkgeld geben, damit sie ein oder vielmehr beide Augen zudrücken.